



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fürst Bismarck und die neue Militärvorlage. Jeder wird mit dem größten Interesse die Ausführungen des Fürsten Bismarck gelesen haben, über die Dr. Hans Blum soeben berichtet hat. Daß ein Staatsmann von der Erfahrung, den Verbindungen und dem Geiste des Fürsten nicht gerade notwendig hat, die Akten des Auswärtigen Amtes nachzuschlagen, um die augenblickliche Lage Europas richtig zu beurteilen, versteht sich von selbst. Der ihm von mancher Seite gemachte Vorwurf, er rede ohne Kenntnis der politischen Beweggründe für die Vorlage, ist also ganz hinfällig. So überzeugend nun seine Erörterungen an sich sind, so glauben wir doch, daß sie in mehreren Punkten noch kleine Ergänzungen zulassen. Aber wir meinen, mit diesen Ergänzungen seinen eignen Sinn zu treffen. Der Fürst hat zuerst die Bedürfnisfrage geleugnet, und zwar mit dem Hinweis darauf, daß wir doch niemals imstande sein würden, die Kriegsstärke zweier Großmächte aufzuwiegen. Wir möchten hinzufügen, daß dies auch keine andre Großmacht außer Deutschland versucht, obwohl doch schließlich fast alle in der Lage sind, unter Umständen von zwei oder mehr Seiten zugleich angegriffen zu werden. Österreich thut es nicht, während es doch 1866 gleichzeitig den Krieg an zwei Fronten zu führen hatte und in die Lage kommen kann, zugleich gegen Rußland und eine zweite Großmacht sechten zu müssen. Auch Italien versucht es nicht, wiewohl es vielleicht noch mehr bedroht ist als Österreich. Frankreich hat zwar nur eine offene Front, muß aber doch auch darauf rechnen, es mit England aufzunehmen. Übermächtige Koalitionen zu verhindern und uns die nötigen Bündnisse zu verschaffen, das kann niemals Aufgabe der Heeresleitung sein, das ist Sache der Diplomatie. Darnach hat Fürst Bismarck stets gehandelt, solange er im Amte war. Er hat mit bewunderungswürdiger Kunst das rachedurstende Frankreich isolirt, er hat fast ein Jahrzehnt hindurch das Dreikaiserbündniß aufrecht erhalten, und als dies nicht mehr möglich war, da ist er 1879 nach Wien gegangen und hat den Dreibund geschlossen, der jetzt behandelt wird, als wenn er nicht existirte. Und wem ein Widerspruch ist es, wenn man gleichzeitig die Armee „verstärken“ und die zweijährige Dienstzeit einführen will! Haben Kaiser Wilhelm, Moltke, Roon und Bismarck selbst etwa dreißig Jahre lang für ein Schattenbild gefochten, um die dreijährige Dienstzeit zu behaupten? Unter dieser Verfassung hat sich unsre Armee in drei Kriegen bewährt wie niemals eine in der neuern Zeit. Die drei Jahre dienenden setzen sich im wesentlichen aus zwei Massen zusammen. Die einen sind die, die zu langsam fassen, um in zwei Jahren ausgebildet zu werden, dann aber im dritten Jahre die besten Soldaten werden. Die andern werden von den Hauptleuten zurückbehalten, weil sie besonders tüchtig sind, um Unteroffiziere aus ihnen zu machen. Nach der Vorlage würden die Dreijährigen, wie der Fürst gesagt hat, in der That zu einer Strafkompagnie werden. Jetzt bilden die etwa fünfundzwanzig Dreijährigen der Kompagnie den Kern und Halt der Truppe, im Gefecht und namentlich auf Märschen, bei Strapazen u. s. f., und tüchtige Leute von ihnen werden oft dazu verwandt, schwerfällige Rekruten besonders vorzunehmen. Dies Element würde künftig fehlen. Diese Heeresvorlage würde also die Armee nur verschlechtern und geradezu wie eine chronische Krankheit wirken. Man möge doch auch bei den liberalen Parteien bedenken, daß man nicht wegen der

alten Neigung für die zweijährige Dienstzeit das Heil des Vaterlandes aufs Spiel setzen darf, und die Regierung möge erwägen, daß es niemals ihre Aufgabe sein kann, die riesige Heeresverstärkung, die sie beabsichtigt, durch Zugeständnisse an liberale Parteimeinungen zu erlaufen, Zugeständnisse, die sie selber technisch offenbar für höchst bedenklich hält, da sie die dreijährige Dienstzeit ja gar nicht vollständig abschaffen, die zweijährige nicht gesetzlich festlegen will. Und wer bürgt uns dafür, daß unsre Gegner, wenn sie uns angreifen wollen, stets warten werden, bis die zwei Jahrgänge, die wir künftig nur haben würden, wirklich kriegstüchtig sind? Es kann vorkommen, daß wir im vollen Frieden sind, wenn wir im September den zweiten Jahrgang entlassen. Dann haben wir im Oktober zunächst nur einjährig gediente Leute und Rekruten, d. h. eine Art Milizen, unter den Fahnen. Einen Kriegsfall kann man aber in ein paar Tagen schaffen; im Jahre 1870 dauerte es eine Woche von der ersten Kriegsgefahr bis zur Gewißheit des Krieges. Überdies würde die geplante Heeresverstärkung in ganzer Ausdehnung erst in einer Reihe von Jahren erreicht sein, die innere Schwächung der Armee aber würde sofort wirksam werden, und schwerlich werden unsre Feinde, wenn sie angreifen wollen, so lange warten, bis wir ganz fertig sind. Selten ist der Reichstag vor eine schwerere Entscheidung gestellt worden, als durch diese Militärvorlage. Möchten alle Parteien nach dem Satze handeln: *Salus reipublicae suprema lex esto!* und möge der warnende Ruf des greisen Staatsmannes nicht deshalb ungehört verhallen, weil er den einzigen Weg eingeschlagen hat, der ihm nach seinem Urteile und der Meinung derer, die ihn und die Verhältnisse wirklich kennen — Gott sei es geklagt! — thatsächlich allein noch geblieben ist, seine wohlervoguen Ansichten zu Gehör zu bringen, den Weg durch die Presse!

Vom naturwissenschaftlichen Papst. Vor kurzem führte mich mein Weg nach Jena. Obwohl mehr als zwei Monate seit den Bismarcktagen verfloßen waren, sprach man doch immer noch von der Feier, als wäre der Fürst soeben abgereist. Ich schlenderte durch die kleine Promenade, die an der Saale entlang führt und das Paradies genannt wird, als ich plötzlich angeredet wurde. Es war ein Jenaer, den ich vor Jahren auf einer Ferienreise kennen gelernt hatte. Über was hätten wir weiter sprechen sollen, als über den Aufenthalt des Fürsten Bismarck? Wir befanden uns alle wie in einem Rausch — erzählte mein Freund —, und selbst wer vorher Bedenken geäußert hatte über die Zweckmäßigkeit der Reise des Fürsten, wurde mit hingeworfen von der Begeisterung aller. Kein Mißton störte die Feier, bis es Häckel möglich machte, beim Abschiedsmahl im Bären den Fürsten, der sein Lebtag seinen Glauben vertreten hat, zum Ehrenaffendoktor zu ernennen! O, ich habe niemand gefunden, der nicht enttäuscht gewesen wäre über diese Taktlosigkeit. Hier besteht nämlich — fuhr er weiter fort — eine Professur für Häckelsche Stammesgeschichte, die mit den Mitteln einer Stiftung gegründet worden ist. Sie ist die einzige im ganzen Reiche. Der Vertreter dieser Professur wird nicht von der Fakultät vorgeschlagen, sondern von Häckel allein; der nennt ihn der Regierung, und dieser bleibt dann nichts weiter übrig, als den Professor von Häckels Gnaden zu bestätigen. Über die hypothetischen Ahnen des Menschen und der Tiere hat dieser ärmste nun vorzutragen! Weil nun der Fürst „die zersplitterten Stämme des zerrissnen Deutschlands zusammengeschnitten hat,“ sollte er zum Danke Ehrendoktor der Affenstammesgeschichte werden!

Daß ich diese Geschichte hier mitteile, dazu kommt mir der Anlaß von einer neuen unerhörten Taktlosigkeit, die Häckel soeben in Altenburg begangen hat, und

die ebenfalls verdient, daß sie allgemein bekannt werde. In Altenburg hat die Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes in der Aula des Friedrichsgymnasiums eine Festigung gehalten, in der Herr Häckel ein „offnes Glaubensbekenntnis“ ablegte, das er „monistische Konfession“ benannte. Für „mytisch, unhaltbar und unvernünftig“ erklärte er „alle Wunder und sogenannten Offenbarungen, welche auf übernatürlichem Wege zu uns gelangt sein sollen.“ Der Gottesglaube, insofern er die Vorstellung eines sogenannten persönlichen Gottes einschließe, sei durch die neuern Fortschritte der monistischen Naturerkenntnis ganz unhaltbar geworden. Noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts werde im Gebiete der wirklich wissenschaftlichen Philosophie die veraltete Vorstellung eines anthropomorphen persönlichen Gottes ihre Geltung verlieren.

Der wackere Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Brodtsch, hat darauf eine Erklärung erlassen, die nach der Zeitung Deutschland vom 26. Oktober folgendermaßen lautet:

„Ich habe der »Naturforschenden Gesellschaft« bereitwillig und gern die Aula des Friedrichsgymnasiums für ihre Festigung zur Verfügung gestellt. Wie man aber im Privatleben von jedem Gaste erwartet, daß er die Ordnungen und Einrichtungen des Hauses, in dem er Gastrecht genießt, nicht geringschätzig und verächtlich beurteile, auch wenn sie ihm missfallen, so habe ich auch im vorliegenden Falle bei den etwaigen Rednern so viel Takt vorausgesetzt, daß sie sich einer abfälligen Kritik der Grundlagen des Gymnasialunterrichts enthalten würden, und dieser Voraussetzung haben auch die beiden ersten Herren entsprochen, deren Reden in ihrer taktvollen Vornehmheit den Charakter echter Wissenschaftlichkeit trugen. Wenn aber Herr Hofrat Häckel, der doch wußte, wo er sprach, und der, wenn er es wirklich nicht wußte, daß der Unterricht in der geoffenbarten Religion Jesu Christi zu den Grundlagen des Gymnasialunterrichts gehört, die Pflicht hatte, sich entweder vorher darnach zu erkundigen oder hier darüber zu schweigen, statt dessen diese Grundlagen als mytisch, unhaltbar und unvernünftig bezeichnet, so wird er sich selbst die Frage beantworten können, ob sein Auftreten der billigen Erwartung entsprochen hat. Es liegt mir fern, Herrn Hofrat Häckel wie überhaupt irgend jemandem in seinem Glauben zu nahe treten oder gar diesen verächtlich machen zu wollen; denn der Glaube ist für jeden ernstern Mann das teuerste ideale Gut, das er besitzt; ich nehme aber selbstverständlich dieselbe Rücksicht auch für mich in Anspruch. Im übrigen mag er überzeugt sein, daß für die Annahme seines Glaubens an der Stelle, wo er sprach, vorläufig noch kein Boden ist, und wenn er meint, daß im Gebiete der wirklich wissenschaftlichen Philosophie die veraltete Vorstellung eines persönlichen Gottes noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts ihre Geltung verlieren werde, so darf er versichert sein, daß im Gymnasium zu Altenburg, wie an den meisten, wenn nicht allen deutschen Gymnasien, das Dasein eines persönlichen Gottes und die geoffenbarte Religion Jesu Christi länger als bis zum Ablauf dieses Jahrhunderts gelehrt und geglaubt werden wird.“

Proletarier. In einem Aufsätze über die Einkommensverhältnisse in Preußen hatte Herr Dr. Lux, der der sozialdemokratischen Partei angehört, berechnet, daß die Anzahl der wegen eines zu geringen Einkommens, nämlich unter 900 Mark, steuerfreien Personen zusammen mit den „Eensiten“ oder Steuerpflichtigen, die ein Einkommen bis zu 3000 Mark haben, 96,3 Prozent des gesamten erwerbenden Teils der preußischen Bevölkerung ausmachte. Es blieben also nach seiner Berechnung 3,7 Prozent mit einem Einkommen über 3000 Mark, darunter, wie

Dr. Lux sich ausdrückt, 12018 „obere Zehntausend“ mit einem Durchschnittseinkommen von 82000 Mark und 12 „Krösus“ mit einem Einkommen von 1,5 bis 7 Millionen Mark. Schon Dr. Lux hatte gemeint, daß die 96,3 Prozent der „Genßten“ (mit einem Durchschnittseinkommen von 755 Mark) „nur in wenigen Fällen in der Lage seien, sich und ihrer Familie eine auch nur halbwegs behagliche Existenz zu schaffen.“ Der Vorwärts aber hält es für „ganz richtig,“ daß die Steuerzahler mit einem Einkommen von 900 bis 3000 Mark von Lux mit zu der „unbemittelten Klasse“ gerechnet worden sind, und bezeichnet alle 96,3 Prozent als „Proletarier.“ „Also 96,3 Prozent Proletarier in Preußen!“ Wir glauben, daß es immer Proletarier geben wird, und daß es eine Menge von ihnen auch in einem sozialdemokratischen Staate geben würde. Aber die Größe dieser Zahl giebt doch zu denken, und namentlich der Umstand, daß die sozialdemokratische Partei auch die Personen von 2000 bis 3000 Mark zu den Proletariern, zu den übrigen hinzurechnet. Sie stützt sich, indem sie dies thut, sicherlich auf eine Reihe von unansehnlichen Beobachtungen und Thatsachen. Wieviele von diesen Personen im deutschen Reich haben trotz ihrer 2000 Mark und darüber täglich ihre liebe Not, sich durchzuschlagen, zumal wenn sie eine zahlreiche Familie haben, oder wenn sie von Krankheit und Unglück verfolgt werden; sie kommen aus der Sorge um ihre eigne Zukunft und besonders um die ihrer Kinder nie heraus. Sie wollen ihre Sache nicht wie die echten und rechten Proletarier auf nichts stellen, ihre Moral und Gesinnung sträubt sich gegen die Zusammengehörigkeit mit den untersten Habenichtsen, aber in ihrer wirtschaftlichen Lage sind sie nicht viel besser, oft schlechter daran als ihre noch ärmeren Nachbarn. Oft stehen ihre geistige Bildung, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten im schroffsten Gegensatz zu der wirtschaftlichen Not und Angst, in der sie sich befinden. Wenn sie durch irgend welche Verhältnisse gänzlich zu Grunde gehen, werden sie „verschämte Arme,“ die dann durch Privatwohlthätigkeit unterstützt werden. Die „Sozialreform“ nimmt sich ihrer nicht an; gerade ihr „Einkommen“ beraubt sie der Wohlthat der „Invaliditäts- und Altersversicherung.“ Viele Kaufleute, Handwerker, Beamte, Geistliche und Lehrer und wer sonst noch gehören zu dieser achtbaren Mittelklasse. Proletarier sind sie nicht, aber sie sind, was reichlich ebenso schlimm ist, „unzufrieden.“ Wie kann man sich nur einbilden, daß ermahnende Worte, von der Rednertribüne gesprochen, man solle doch die leidige Unzufriedenheit lassen, praktischen Nutzen haben werden! Die Unsicherheit der Existenz ist die Ursache der Unzufriedenheit von vielen, die das äußerlich so leicht genügend erscheinende Einkommen von 2000 bis 3000 Mark haben. Es wäre auch eine Sozialreform, wenn man verhinderte, daß der Mittelstand zu Proletariern gestempelt wird, daß er der „Armee der Unzufriedenen“ angehört.

Vertrauensmann. Unter den mancherlei guten und schlechten Anträgen, die die Parteigenossen der Sozialdemokratie für den Parteitag gestellt haben, ist auch einer, der „von einer Versammlung von Frauen und Mädchen in Berlin, Fräulein Baader und Genossinnen“ ausgegangen ist. Die Genossinnen begehren eine rein „sprachliche Änderung“ in dem Programm der Partei, sie wünschen, daß fortan nicht mehr die Rede von Vertrauensmännern, sondern von „Vertrauenspersonen“ sein soll. Dieser Wunsch scheint uns im höchsten Grade, um nicht zu sagen „voll und ganz,“ berechtigt zu sein, denn da in der Partei die Damen und Herren völlig gleiche Rechte haben, da die Partei nur „zielbewußte“ Angehörige, ohne jede Rücksicht auf das Geschlecht, kennt, so müssen auch die sprachlichen Unter-

schiede, die nur in der alten Gesellschaft einen Sinn hatten, wegfallen. Wenn man aber auch den Damen grundsätzlich zustimmt, so kann man doch zweifeln, ob die vorgeschlagene Änderung die richtige sei. Allerdings kann man nicht zu dem Wort „Vertrauensmann“ ein Gegenstück bilden: „Vertrauensfrau,“ schon deshalb nicht, weil der Antrag ja „von Frauen und Mädchen in Berlin“ eingebracht ist; man müßte dann auch noch von „Vertrauensmädchen“ sprechen. Aber auch „Vertrauensperson“ ist in diesem Falle eine unglückliche Wahl, weil man dadurch an das naheliegende Wort „Frauensperson“ erinnert wird. Außerdem würde gerade hier die „Person“ Anstoß erregen können, da jeder Personenkultus den Grundsätzen der Partei zuwider ist. Aber warum sollen überhaupt noch alle solche natürliche oder übernatürliche Verschiedenheiten in der Politik geduldet werden? Bei einem Stimmzettel ist es doch gleichgültig, ob er von dem Mann oder von der Frau abgegeben wird. Wenn die Frauen die gebührende Gleichberechtigung haben, so sind sie, politisch genommen, Männer, sie müssen also auch so genannt werden. „Auf einmal seh ich Rat und schreibe getrost: Im Anfang war — der Mann!“ Man lasse also, so empfehlen wir dem Parteitag, einfach die „Vertrauensmänner“ und beschließe nur, daß darunter auch Frauen zu verstehen sind, was sich im Geiste des Programms übrigens von selbst versteht. Wenn es künftig nur heißt: der Vertrauensmann, und ebenso der Abgeordnete des und des Wahlkreises, so können ja die Neugierigen, die gern wissen wollen, ob der hier „der“ sei oder vielmehr „die,“ sich noch besonders erkundigen, obwohl man meinen sollte, für die politische Rede sei es gleichgültig, ob sie aus männlichem oder aus weiblichem Munde stamme, wenn sie nur sonst Hand und Fuß hat. Politisch darf es weder der und er, noch die und sie geben, sondern einzig und allein „Mitglieder der Partei,“ „Delegirte des Parteitags,“ „Mitglieder des Reichstags“ u. s. f.

Ethisirt. Es war wirklich die höchste Zeit, daß sich in der Hauptstadt des Reiches einmal wieder ein weltgeschichtliches Ereignis vollzog. Kann Berlin noch zweifeln, daß es an der Spitze der Zivilisation marschirt, nachdem sich in seinen Mauern die „Gesellschaft für ethische Kultur“ gebildet hat? Niemand kann die erhabnen Zwecke einer Gesellschaft mißbilligen, die die Ethik, auf deutsch die Sittlichkeit verbreiten will. Zwar könnte man glauben, es läge hier nur wieder ein Versuch vor, wie der so kläglich gescheiterte des Herrn von Egidy, die Zwietracht unter den Menschen durch ganz „unbestimmte, allgemeine Grundsätze,“ gegen die niemand nichts einwenden kann, auszutilgen; man könnte glauben, es wäre dasselbe Schauspiel unter anderer Firma, also Egidy redivivus. Aber es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Gesellschaft mehr Aussicht auf Erfolg, auf „Sieg“ hat, als alle ihre Vorgänger. Zwei Umstände veranlassen uns, dies anzunehmen. Zunächst hat sich die Gesellschaft dringend die Gegnerschaft der Kirche verboten, unter der Egidy gelitten hat. Herr Professor von Gizycki erklärt, daß es nicht ihre Absicht sei, die Kirche [? die Kirchen] anzugreifen. „Sollte die Gesellschaft indessen in ihrem rein ethischen Beginnen von Seiten der Kirche angegriffen werden, so würde sie solchen Angriff aufs kräftigste zurückweisen.“ Was geht es die Kirche an, wenn die Religion zur Privatsache erklärt wird? Ist das ein Angriff auf sie, wenn man sie höflichst bittet: Hebe dich weg von hier, wo wir jetzt gehen wollen. Wenn die Kirche etwa nicht anständigerweise aus dem Wege geht, sondern sich weigert, so ist die Gesellschaft für ethische Kultur offenbar der angegriffene Teil. So unterjagt man der Kirche ihre freie Meinungsäußerung und sichert sich von vornherein gegen ihre Feindschaft, und zugleich will man doch

tolerant sein, merkwürdig tolerant. Der andre Grund, weshalb die Gesellschaft gedeihen wird, ist die Entdeckung eines Zauberwortes, mit dem sich viel machen läßt. „Sie will nicht die politischen Kämpfe verhindern; aber wohl will sie dieselben ethisieren,“ spricht Herr von Gizycki. Das ist doch einmal etwas andres. Wer ließe sich nicht gern ethisieren? Jetzt können die zahlreichen Wilden, die es noch in dem alten Europa, dem Europa der „alten Gesellschaft,“ mit seinen vielen überlieferten, jetzt unmodernen, kirchlichen und staatlichen Einrichtungen giebt, angesichts dieser Neugründung vierhundert Jahre nach der Entdeckung einer neuen Welt resignirt ausrufen: „Denn helpt dat nich, denn werden wi ethisirt.“

Komponisten sünden. Die Vorwürfe, die der Verfasser des Aufsatzes „Die Verunstaltung deutscher Lieder“ in diesem Hefte den Liederkomponisten macht, sind leider nur allzuberechtigt. Aber der verhältnismäßig sanfte Ton, worin er diese Vorwürfe ausspricht, ebenso wie die Auswahl der Beispiele, die er anführt, zeigt, daß er von dem wahren Umfange, in dem sich unsre Komponisten an unsern Liedertexten veründigt haben, wohl keine Kenntnis hat. Wir möchten uns deshalb zu seinen Bemerkungen noch einen kurzen Zusatz erlauben.

Wir haben uns vor einiger Zeit einmal der Mühe unterzogen, von den meisten Mendelssohn'schen und Schumann'schen Liedern, auch den zwei-, drei- und vierstimmigen, die Texte bei den Dichtern aufzuschlagen und mit den bei den Komponisten vorliegenden Formen zu vergleichen. Die Arbeit ist, seit wir vollständige Gesamtausgaben dieser Lieder haben, verhältnismäßig leicht gemacht; nur die Beschaffung der Texte bereitet bisweilen einige Schwierigkeit. Wir waren erstaunt über das Ergebnis!

Was will die Verballhornung des Heini'schen Liedes, die der Verfasser unsers Aufsatzes anführt, gegen die unglaublichen Fälschungen sagen, die sich Mendelssohn mit altdeutschen Liedern erlaubt hat! So hat er ein Lied aus der Trugnachtigall von Spee komponirt: „Liebgesang der Gespons Jesu zum Anfang der Sommerzeit“ (Der trübe Winter ist vorbei). Und was hat er daraus gemacht? Ein „altdeutsches Frühlingslied,“ worin an die Stelle Jesu einfach die „Liebste“ getreten ist:

Spee
Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn End ich werd gequälet,
Seit ich mit dir
Und du mit mir,
O Jesu, dich vermählet.

Mendelssohn
Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn Ende werd ich leiden,
Seit ich von dir
Und du von mir,
O Liebste, mußte scheiden.

Aber auch Schumann, der doch selbst ein so poetisches Gemüt, ja man kann wohl sagen: selbst ein Dichter war, hat in dieser Beziehung viel gesündigt. Zufällig liegen auf unserm Arbeitstische die köstlichen „Lieder eines Malers“ von Robert Reinick, aus denen Schumann ein ganzes Hefte für eine Stimme komponirt hat. Nun vergleiche man einmal! In dem allbekanntesten vielgesungenen Liedchen „An den Sonnenschein“ heißt es bei Reinick in der zweiten Strophe: „Und enge wird mir Stub und Haus, und wie ich lauf zum Thor hinaus“ u. s. w. Schumann hat daraus gemacht: „Und wenn ich lauf zum Thor hinaus.“ In dem herrlichen Liede „Nichts Schöneres“ (Als ich zuerst dich hab gesehen) steht bei Reinick in der Schlußstrophe: „Und kann nun wohl versichert sein, daß gar nichts Schöneres kann sein“ (wie in der Überschrift!). Schumann hat dafür gesetzt: „daß noch was Schöneres nicht kann sein.“ Von dem „Ständchen“ (Komm in die stille Nacht) hat Schumann einfach zwei Strophen gestrichen. Am

schlimmsten aber ist es dem herrlichen Liebe „Dichters Genesung“ ergangen; das wimmelt von Entstellungen. Da steht bei Reinick in der zweiten Strophe: in flüchtigem Zuge — aus Felsen und Thalen — im Mondenglanz (bei Schumann: im flüchtigen Zuge — aus Felsen und Thale (!) — im Mondesglanz), in der vierten Strophe bei Reinick: „Ich bins, die in Träumen dir oft erschien, ich bins, die als Liebchen oft du besungen“ (bei Schumann: Ich bins, die in Träumen du oft gesehn — was sich dann auf Elfenkönigin reimen soll! —, ich bins, die als Liebchen du oft besungen), in der letzten Strophe bei Reinick: „Jetzt will ich ein anderes Lieb mir erlesen“ (bei Schumann: Jetzt will ein andres Lieb ich mir erlesen, also mit vollständig verändertem Rhythmus, Trochäen statt Daktylen).

Aber auch für zwei Stimmen hat Schumann ein paar Reinicksche Lieder komponirt — wer kennt sie nicht, die entzückenden Duette „Liebesgarten“ (Die Liebe ist ein Rosenstrauch) und „Schön Blümlein“ (Ich bin hinausgegangen)? Aber ach, wie sind diese beiden Texte verdorben! Im „Liebesgarten“ heißt es bei Reinick in der ersten Strophe:

Wofür er uns aus Dankbarkeit
Alltäglich neue Rosen heut;
Und wenn im Himmel Rosen blühen,
Sie können kaum noch schöner glühen.

In der dritten:

Denn seh ich dich nicht alle Stund,
Des Sternes Blut mein Herz verwundt.

Schumann hat streut (!) für heut gesetzt, „sie können doch nicht schöner blühen“ (also blühen auf blühen reimend!) und „des Sternes Blut mein Herz verbrennt“ (!), also mit vollständiger Zerstörung des Reims. Und „Schön Blümlein“ hat sich nicht weniger als sechs „Verbesserungen“ gefallen lassen müssen: Ich bin hinausgegangen (Reinick: Bin ich hinausgegangen), ich sah so schön sie nie (Reinick: so schön sah ich sie nie), Wagt' eins davon zu pflücken (Reinick: Dacht' eins davon zu pflücken), bei fröhlichem Morgensang (Reinick: mit fröhlichem Morgensang), und küßten das Blümlein auf den Mund (Reinick: und küßten es auf den roten Mund), Ahe, du Blümlein rot (Reinick: Ahe, schön Blümlein rot).

Und da wir gerade das Duett Heft Opus 43 bei der Hand haben, wollen wir gleich noch eins an den Pranger stellen, das Liebesgedudel — ohne „Liebe“ gehts nun einmal nicht —, das Schumann aus dem einfach schönen Herbstliede von Mahlmann gemacht hat, dessen wirklichen Text wohl auch die wenigsten unsrer Leser kennen werden:

Mahlmann

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub,
Das Leben mit den Träumen
Zerfällt in Asch und Staub.

Die Vöglein traulich sangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still,
Die Freud' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will.

Die Freude kehrt wohl wieder
Im künftgen lieben Jahr,
Und alles lönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Schumann

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub,
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch und Staub.

Die Vöglein im Walde sangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still,
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will.

Die Liebe (!) kehrt wohl wieder
Im lieben künftgen Jahr,
Und alles kehrt (!) dann wieder,
Was jetzt verklungen war.

Der Winter sei willkommen,
 Sein Kleid ist rein und neu,
 Den Schmuck hat er genommen,
 Den Reim bewahrt er treu.

Du (!) Winter sei willkommen,
 Dein Kleid ist rein und neu,
 Er (!) hat den Schmuck genommen,
 Den Schmuck (!) bewahrt er treu.

Wir haben schon längst einmal die Frage aufwerfen wollen, wie lange eigentlich solche Verballhornungen fortgeschleppt werden sollen. Daß der musikalische Text überall korrekt sei, darauf wird neuerdings, wenigstens von unsern vornehmern Musikalienhandlungen, die größte Sorgfalt verwendet. Aber wer nimmt sich einmal der Dichter an? Ist es nicht kläglich komisch zu sehen, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Verunstaltung der Dichtertexte immer von einer Ausgabe in die andre herübergenommen wird? Die meisten Menschen kennen ja viele Liedertexte nur aus den Kompositionen, den Dichter selbst haben sie nie in die Hand genommen. Sollen die Texte, die das Glück oder das Unglück gehabt haben, komponirt zu werden, ewig in fehlerhafter Gestalt umlaufen? Man frage einmal die Leute, wie die letzte Strophe von Heines Frühlingslied heißt: „Leise zieht durch mein Gemüt.“ Sie werden alle antworten: „Kling hinaus bis an das Haus, wo die Veilchen sprießen; wenn du eine Rose schaust, sag, ich laß sie grüßen,“ denn so hat es Mendelssohn beliebt, die Strophe zu komponiren, obwohl doch die Frage nahe genug liegt, wie die Rose unter die Veilchen kommt. Heine hat geschrieben: „Wo die Blumen sprießen.“ Unter die Blumen — ja dort gehört die Rose hin!

Freilich hat die Sache ihre zwei Seiten. Nicht alle Veränderungen, die die Komponisten mit den Liedertexten vorgenommen haben, sind auf bloße Flüchtigkeit, Nachlässigkeit, Laune, Willkür zurückzuführen. Viele hängen aufs engste mit der Schaffung der Melodie zusammen, die gerade so und nicht anders gestaltet werden sollte und konnte. Da brauchte der Komponist bald einen andern Rhythmus, bald eine Silbe mehr, bald eine Silbe weniger, als der Dichter hatte, bald einen andern, gerade in dieser Tonlage bequemer zu singenden Vokal, als er beim Dichter stand, bald eine Pause, bald eine Verbindung, die der Dichter nicht bot u. dergl. Es ist gar nicht zu leugnen, daß sich in manchen Fällen der richtige Text gar nicht würde herstellen lassen, ohne die musikalische Komposition anzutasten. Wer soll nun da mehr respektirt werden, der Dichter oder der Komponist? Unzweifelhaft der Komponist. Wir führen diesen Fall nur an, um zu zeigen, wie verkehrt es sein würde, plump durchzugreifen und überall philologisch handwerksmäßig den echten Dichtertext herzustellen. Nur einer, der ein ebenso feiner Musiker wie Philolog wäre, könnte hier in jedem einzelnen Falle das Richtige treffen. Und da auf diese Weise leicht etwas unbefriedigend halbes zustande kommen könnte, so könnte vielleicht jemand meinen, wir hätten überhaupt kein Recht, an der Textgestalt, wie sie bei den Komponisten vorliegt, zu ändern; man möge es bedauern, auch tadeln, daß sie so oft keine größere Achtung vor dem Dichter gezeigt haben, aber das lasse sich eben nicht ändern, ohne nun wieder umgekehrt dem Musiker zu nahe zu treten. So stehen aber die Dinge doch nicht. Wenn z. B. Schumann in dem bekannten Heineschen Liede: „Die alten bösen Lieder“ in der dritten Strophe geschrieben hat: „Und holt eine Totenbahre, und Bretter dick und fest“ (statt fest und dick, wie bei Heine steht, und wie der Reim verlangt: als wie zu Mainz die Brück), so kann doch wohl kein Zweifel sein, daß hier ein bloßes Versehen vorliegt, und es hieße doch die Ehrfurcht vor dem Komponisten zu weit treiben, wenn man dergleichen bis in alle Ewigkeit weiterschleppen wollte. In neuern Ausgaben ist es denn auch beseitigt. Solcher Stellen giebt es aber die Menge.

Das Richtige wäre es doch wohl, wenn man alle Stellen, wo offenbare Flüchtigkeit des Komponisten vorliegt, stillschweigend berichtigte, an allen Stellen aber, wo der Komponist vielleicht oder offenbar mit einer bestimmten künstlerischen Absicht den Text verändert hat, wenigstens in Anmerkungen oder in einem Anhange den echten Text gäbe, damit ihn der Sänger wenigstens kennen lernte. Wir möchten diesen Vorschlag solchen Musikalienhandlungen, wie denen von Breittopf und Härtel, C. F. Peters und andern, die eine Ehre darein setzen, die besten und korrektesten Ausgaben zu liefern, zur Erwägung geben.

Die Landwehr. Der Wahlsieg vom Frühjahr 1887, der der Reichstagsmehrheit Windthorst-Richter-Grillenberger ein Ende machte, ist unter dem Zeichen der damaligen Militärvorlage vor allen auch von den alten Soldaten erfochten worden. Der Reichsregierung müßte deshalb, so sollte man meinen, dringend daran gelegen sein, sich und ihrer neuen Militärvorlage für den Fall einer Reichstagsauflösung auch jetzt wieder die Sympathien der Landwehrwähler zu sichern. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten des neuen Kurses, daß statt dessen gerade diese Wähler durch den Mund des Militärwochenblattes aufs empfindlichste verletzt werden. Die Landwehr weiß recht gut, daß sie es an Eleganz, Raschheit und Präzision der Bewegungen mit der Linie nicht aufnehmen kann. Für eine minderwertige und nur beschränkt felddienstfähige Truppe hat sie sich aber niemals halten mögen. An reifem Ehrgefühl, an Kraft und Fähigkeit des Entschlusses glaubte sie den Zwanzigjährigen sogar überlegen zu sein. Sie will sich auch deshalb nicht schlechter schlagen, weil sie — gleich den meisten ältern Offizieren und Unteroffizieren der Linie — außer für Kaiser und Vaterland auch für Weib und Kind zu fechten hat. Sache der Militärverwaltung ist es, auch die Chargen der Landwehr schon im Frieden so zu erziehen, daß sie im Kriege ihrer besonders schwierigen Aufgabe genügen können. Dazu müßte, beiläufig bemerkt, das Gefühl der Verantwortlichkeit noch ganz anders gekräftigt werden, als es jetzt bei den Friedensübungen der Reserve- und Landwehroffiziere der Fall ist. Manche unter ihnen, und gerade die eifrigsten Soldaten, kommen sich bei den langausgedehnten Einziehungen zuweilen recht überflüssig vor, sei es daß man sich zu wenig um sie kümmert, sei es daß man sie, wenn auch in guter Absicht, zu sehr bevorzundet. Im Felde stehn sie ja doch allein, da tritt kein anderer für sie ein! Die deutsche Landwehr wird sich auch vom Militärwochenblatt den Glauben nicht nehmen lassen, daß sie unter energischen Führern, die es zugleich verstehen, die ihr eigentümlichen moralischen Elemente zur Geltung zu bringen, keinem Truppenteil unsrer östlichen und westlichen Feinde nachsteht. Sie soll auch nach der neuen Militärvorlage ganz unverändert bestehen bleiben. Zu was soll es führen, gerade an ihr zuversichtliches Selbstgefühl und damit an eine ihrer Existenzbedingungen die Art zu legen?

